

Die französische Frau

Autor(en): **Daudet, Alphonse**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **4 (1900)**

Heft 15

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573911>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wir's alle: ein Schuß ertönt, ein Vogel fällt vom Ast, einen Augenblick ist alles unter den Vögeln verflattert und vertattert, und — im Hui fährt die ganze Bande wieder lustig und munter in alle Himmel hinein. Darum sag' ich eins, paß auf, Toni: Ich sag', es gibt bald eine Hochzeit im Schrähbach, so gibt's, und dann könnt' es allenfalls vorkommen, daß du und ich auch unter den Geladenen wären und zuletzt am End noch unter den Geladensten, und daß die Küsse, welche die Hochzeitlerin bekommt und austeilte, wären wie Eiszapfen am Dachkennel gegen den Feuerbrand, den ich dann aus dem Erdbäpfeleimer im Windlochport heimtragen will."

"Aber Gott z' Ehren, Gott z' Ehren," neckte schmalzend der Sonntagsmaurer, und also stoffelten sie den andern hurtig nach thalabwärts. Bald verlor sich der Zug zwischen Zwergtannen und roten Felsblöcken und nur ein betendes Murren hallte noch in die unwegsame Wildnis zurück.

Wie eine Riesenfleidermaus mit hundertfältigen Schwingen schattete die Nacht in das enge Hürktobel. Ein Füchselein schlich scharfäugend aus dem großen Heidenloch der Muotplangg, strich an das rote Bächlein und lappte also gierig vom Wasser, als wäre es frisches, schäumendes Blut.

Die französische Frau.

Von Mad. Alphonse Daudet.

Nachdruck verboten,
Alle Rechte vorbehalten.

Große Dichter, Schriftsteller und Romanschreiber verschiedenster Nationalitäten haben das Weib ihres Landes in einem gewissen idealen Typus verkörpert, der als eine Spezies, als ein Gegenstand der Bewunderung und Anziehungskraft weiblicher Rasse für alle Zeiten mustergültig geblieben. Und nicht bloß Schriftsteller, nein, auch Künstler, Maler und Bildhauer haben seit dem entlegensten Altertum dasselbe gethan. Auf diese Weise haben die Gestalten einer Helena und Aspasia, einer Charlotte, einer Beatrice und Laura sich herausgebildet und bis auf unsere Zeit erhalten.

In Frankreich besitzen wir diesen Schönheit und Poesie zugleich verkörpernden Typus nicht. Jeanne d'Arc, die Kriegsheldin, Genoveva, die Heilige, haben, wenn wir auf die Vergangenheit zurückgreifen, die Begeisterung und Verehrung der Generationen für sich in Anspruch genommen — in grob leinenem Gewande steht unter nordischen Eichen Belleida zu ihrem Gotte — in Thränen trauert zu Nîmes-Mortes die Königin Blanche, — und an die „Felsen“ richtet Madame de Sévigné ihre unsterblichen Briefe.

Den Dolch im Brusttuch verborgen, so figuriert Charlotte Corday für alle Zeiten in der Geschichte — ebenso Madame Roland, umrahmt von dem Diadem ihrer schwarzen Locken, das die Guillotine zu gleicher Zeit mit andern Kronen hinwegzumähen bestimmt war. — Jedoch all diese ruhmestwürdigen, interessanten Frauengestalten, wenn auch Töchter eines Vaterlandes, decken sich nicht voll und ganz mit der Französin.

Die Französin ist eben ein kompliziertes, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetztes Wesen, so wie das Land selbst, jener zwar gemäßigte Himmelsstrich, dessen Grenzen jedoch von der heißen Trockenheit des Südens bis in die schneeigen Regionen des Nordens hinanreichen, wo die blaugrauen Augensterne seiner Blondinen uns wie dessen klare, durchsichtige Edelsteine entgegenzufunkeln scheinen. Was gibt es mannigfaltiger Geartetes als die sorglos fröhliche Tochter der Touraine, die üppige Marseillerin, die strenggläubige und zugleich gefallsüchtige Frau aus Arles? Wie grund-

verschieden ist die wirtschaftliche, ehrbegierige Bewohnerin der Loire mit ihren rosigen Fleischtönen von der durch die Meeressonne dunkelgebräunten Küstenländerin aus der Bretagne, die weniger nach gewinnbringendem Erwerb als nach der Arbeit selbst trachtet, nach stummem Brüten und geräuschloser Thätigkeit, in welcher sie ihre Befriedigung findet!

Nirgends so gut wie auf der Reise konnte ich die Verschiedenheit der Eigenarten, aus denen ein Volk besteht, beobachten. Oft, wenn ich in der Gegend der Seine-et-Oise oder in Mittelfrankreich auf die Landstraße hinausjah, fiel mir auf, wie häufig die Frauen dort, im Schatten einer Thürschwelle stehend, mit einander plauderten und schwatzten und dabei die vor ihnen spielenden Kinder überwachten. Und kam ich über die Loire hinaus, nach Arles oder Avignon zu, wie erblickte ich dann, ob am schwülen Mittag oder am glühend roten Abend, an die im Fruchtschmuck prangende Rebe geklebt, mit wirrem, zerzaustem Haar manch schönes Mädchen, das, eine Blume zwischen den Zähnen, träge in ihrem süßen Nichtsthun schwelgte. So verschiedenartig wie die aus Italien und Spanien, aus dem alten Gallien oder aus keltischer Mundart entstammenden Namen und Bezeichnungen, so verschieden sind auch Anstand und Sitte bei all jenen weiblichen Erscheinungen.

Gewiß sind sie alle Französinen, aber einander so wenig ähnlich, daß sie kaum Geschwisterkinder, geschweige denn Schwestern zu sein scheinen. Aus diesem Gemisch nun ist das ernste und zugleich verführerische, das weniger unterrichtete als eingeübte und empfindliche, das mehr traditionelle als schwärmerische Geschöpf hervorgegangen, wie es unsere heutige Französin repräsentiert. Ich weiß wohl, daß man mit dem Gedanken umgeht, ihr einen besseren, tieferen Unterricht angedeihen zu lassen, und man damit in den Becher klaren, frischen Wassers, aus dem sie trinkt und sich dabei bespiegelt, ein wenig wissenschaftlichen Wein gießen möchte. Sie würde sich allenfalls daran leicht berauschen, aber eine Stärkung würde es ihr nicht bringen. Vielmehr bin ich überzeugt, daß, wenn jenes oberflächliche, von einem

religiösen Ideal durchsetzte Wissen, welches dem Geist bisher seine Frische, Ursprünglichkeit und gesunde Anmut bewahrte, vervollständigt werden soll durch umfangreichere Begriffe, die vielleicht einigen Spezialistinnen notwendig sind, dies der größeren Anzahl nur zum Schaden gereichen kann.

Das Weib hat ein für alle Mal seinen Zweck und seine Aufgabe; es soll das Kind, besonders das ganz kleine, erziehen, es ernähren, es in süßen Schlummer wiegen; es soll das zarte Hirn, das innere Leben, jenen feinen, unsichtbaren Trieb, der vor jeder rauhen Berührung zu schützen ist, wecken, wenn es will, daß er in der Wärme des häuslichen Herdes sich entwickle. Auf diese Weise steht ein reiches Feld der Vorarbeit ihm offen, und wenn zum Zwecke geistiger Bildung und Formgebung das zarte Pflänzchen später doch seinen Händen entzogen wird, dann läßt sich selbst unter den Tüchtigsten und Ausgezeichnetsten jene mütterliche Spur noch nachweisen — so wie eine gewisse körperliche Ähnlichkeit, ein milder Blick, ein Haarschimmer sich zuweilen von der Mutter auf den Sohn überträgt und einem männlichen, kräftigen Antlitz etwas Weiches, Weibliches verleiht.

Meine aufrichtige Meinung ist es, und ich habe dieselbe oft ausgesprochen, daß die Wissenschaft für die Frauen nichts taugt, es sei denn, daß sie ausnahmsweise für männliche Karrieren veranlagt sind, und auch das ist immer schade. Eine d'Angennes und Sévigné, eine Miffé und du Deffand, eine Lespinasse und Récamier, all jene bezaubernden Frauen sind ohne die Wissenschaft mit ihren toten Zweigen ausgekommen; dies hat sie indes nicht verhindert, die hervorragendsten Geister um sich zu scharen, anzuregen und zu begeistern, und unser vorwärts schreitendes Frankreich zu immer mutigerem Streben anzufeuern. Frauen haben gar nicht nötig, die Führerrolle zu übernehmen, damit alles vor ihnen Platz mache; schon vor der Anmut ihres Lächelns und einer gewissen Grazie ihres Talents wird jeder gern zurücktreten. Eine Staël, eine Ackermann, um bloß die Berühmteren zu erwähnen, welcher Art auch ihre Größe sein möge, sie stellen weder die stets gefühlvolle Balmore, noch jene Eugénie de Guérin in den Schatten, die von ihrem kleinen Landsitz in Quercy so reizend an ihren Bruder schreibt.

Aus der Rasse Mischung der Französinnen hervorgegangen, ist nun der Typus der Pariserin, ähnlich, wie mit Hilfe von chronologisch auf einander folgenden Photographien, in welchen die gemeinsamen Züge erhalten sind, ein einheitlicher Familientypus sich herausbildet. Haben indes unsere Romanschriftsteller, die sich alle in einem speziellen, vielleicht zu beschränkten Centrum entwickeln, jene feine und ernste, wie die Welle so mannigfaltige, aber gleich dieser für Brisen und Strömungen ebenso empfindliche Physiognomie treffend wiedergegeben? Sehr wenige haben ein Bild von ihr entworfen, so, wie sie wirklich ist, mit jener festen, bestimmten Richtung, die unter dem goldigen Haargelock ihrer Stirn eine Falte zurückläßt und, wenn sie dieselbe auch schnell wieder glättet, zwischen den Brauen sich hinzieht. Sehr wenige haben es verstanden, sie so zu schildern, daß man hinter der Welt- und Gesellschaftsdame des Abends zugleich die sorgliche Hausfrau vom

Morgen, die zärtliche Familienmutter vermutet. Jene durchsichtigen, bis zum Ellenbogen hinauf mit feinen Handschuhen bedeckten, gleich einer matt angehauchten Perle rosigen Hände haben am frühen Morgen Kinder gewaschen und gekämmt, duftige Blumen in Vasen zierlich geordnet, manches Buch durchblättert, ja vielleicht kleine Modelle von Kinderkostümen genäht und selbst zugeschnitten. Ehe sie die tadellose Puppe wurde vor den Augen der Welt und der Gesellschaft, hat die junge Pariserin die Armen besucht, ihrem leidenden Vater vorgelesen, das älteste ihrer Kinder in die Katechismusstunde begleitet und nach allen Richtungen hin Freundschaftsbriefe und Samariterkärtchen in die Welt hinausgeschickt.

Nicht kostbar nämlich ist die Zeit für jene Schönen, von denen viele am Morgen noch dazu dem Sport huldigen, und jede Minute müssen sie ausnützen, wollen sie der Pflicht wie dem Vergnügen gleich gerecht werden. Gar kärglich zugemessen ist die Zeit, welche sie den vielen, oft gezwungenen Besuchen widmen; tritt man aber nun in einen Salon, so ist man überrascht, in gesunder, richtiger Beurteilung sofort den knappen Auszug aller Tagesereignisse zu hören, und klare, treffende Ansichten über die neueste Politik, das jüngste Liebesverbrechen oder Bühnenerfolge gehören nicht zu den Seltenheiten. Denn echt französisch ist vor allem die mit Ernst gemischte Leichtigkeit, das schnelle Hinwegschlüpfen über unnütze Auseinandersetzungen, die sicher zustimmende oder rundweg verneinende Geste. So ist es wohl zur Thatsache geworden, daß in der Pariserin, welche die von einander abweichendsten Tugenden der Provinzen in sich vereinigt, die Französin aufgeht. Sie versteht es, eine Wirtin, ein Haus zu leiten, einer Familie vorzustehen, und alles dies mit leichter, geschickter Hand, ohne wie die Deutsche ihr Leben in den Küchen- und Dienstoffbotenregionen zu verbringen, ohne weder die Eleganz und den Chic ihrer Ausdrucksweise noch ihrer Toilette dabei zu beeinträchtigen.

Die Eleganz, jenes Zusammenstimmen von scheinbar Absteckendem, jene Einfachheit bei selbst grellen Farbtönen, jene Harmonie zwischen den widersprechendsten Eigentümlichkeiten, sie sind durch und durch französische Merkmale. Nirgends sonst findet man diesen erfahrenen Geschmack, bei dem die entferntesten Nationen ihre Anregung suchen, und der noch in dem künstlerischen Streben und Talent der bescheidensten Modearbeiterin seine Konsequenzen findet. Wenn eine solche das Louvre-Museum durchwandert, so entdeckt sie bald an diesem Kunstwerk das Gepuff zu einem neuen Ärmel, bald an jenem den federbuschartigen Schmuck zu einem neuen Hute; ja am Saum eines Königinmantels, unter Knöpfen und Schleifen versteckt, wird ihrem geübten Auge das Muster einer feinen Stickerei sicherlich nicht entgehen.

Dieses Haschen nach dem guten Geschmack und dem Luxus, das von der Pariserin wie ihre eigenste Atmosphäre ausgeht, ist vielleicht die einzige Klippe ihrer gesunden Vernunft und ihres nationalen Menschenverstandes. In dem fieberhaften Reiz, aus jedem Stoffsecken, aus jedem Tand, der eine Toilette vervollständigt, etwas neues, modernes herzustellen, — in der

flüchtigen, zwischen zwei Modoperioden liegenden Zeit findet sie kaum die Muße zum Denken, geschweige denn zum Nachdenken, es sei denn, daß die Sorge um eine zahlreiche Familie oder ein wahrhaft künstlerisches Arbeiten diese scheinbare Unsiherheit aufhebt. Aber sogar bis in die künstlerische Laufbahn hinein wird ihre instinktive Rokerterie, diese Sucht, allem einen gewissen Schluß und Chic zu geben, die Französin verfolgen, wenn man auch wiederum zugeben muß, daß der unwiderstehliche Drang, zu gefallen, anderswo ebenso häufig, nur aufdringlicher, sich geltend macht, wie bei uns.

Frankreich hat gebiegene, feinsinnige Künstlerinnen, Malerinnen und Darstellerinnen. Selbst wenn wir nur von denen sprechen wollen, welche die Feder führen, und die wir besonders zu schätzen wissen, ist eine stattliche Anzahl nachzuweisen. An der Spitze Mme. Juliette Adam von europäischem Ruf und Einfluß, ebenso schön wie tüchtig, aus einer Gegend von Frankreich gebürtig, wo die Frauen ebenso durch ihren frischen, lebhaften Geist wie durch den blendenden Glanz ihres Teints berühmt sind, — Mme. Judith Gautier, die echte Poetentochter, Wiedererweckerin vergangener Zeiten; ihr eigenthümlich bedeutendes, etwas leidendes Antlitz mit den Augen einer Hindugöttin scheint fast von den fernen, fremdländischen Völkern zu stammen, deren Leben und Sitten sie so vortrefflich zu schildern verstanden hat, — Mme. Henry Gréville, deren konsequent durchgeführte Romane von sitteisestigender, läuternder Empfindungsgabe wohl nicht mehr zu zählen sind. Ferner sind zu nennen und hervorzuheben unsere köstliche Gyp mit dem Tribunennamen, die eine ganze Umwälzung gesellschaftlicher Milieus geschaffen, wenn mir auch scheinen will, daß sie weniger die Gabe hat, dieselben getreu zu schildern, als sie anzuregen, — dann Madame Arède Barine, die uns in fremde Bitteraturen, in ihre Bestrebungen und Forschungen eingeweiht; außer ihren übertragenden Werken hat sie auch noch eigene Romane von äußerst feinem Empfinden geschrieben, — Madame Séverine endlich, die einzig journalistisch thätige Frau ihrer Zeit, die ihren Einfluß den edelsten Werken, ihre Polemik den einschneidendsten, menschenfreundlichsten Angelegenheiten widmet.

Und wie viel andere könnte ich noch aufzählen, wie viele fesselnde Poetinnen, so die Damen Rosemonde Gérard, Galeron de Calonne, wie viel phantastische Schriftstellerinnen, wohl bescheidenere Gestirne, deren Vereinigung jedoch das leuchtende Firmament unserer weiblichen Berühmtheiten bildet!

Die Unterrichtswissenschaft, künstlerische Vereinigungen, edle Werke jeder Gattung tragen ganze Listen berühmter Namen, welche auf diese Weise den Ruf des Mannes um einen zweiten, stilleren, ganz dem vorzuziehenden Guten geweihten verstärken und ihm doppelt guten Klang verleihen.

Um Entschuldigung bitte ich, wenn ich solche weiblichen Bestrebungen außer acht lasse, mit denen ich mich nicht befreunden kann, schon weil ich sie nicht so recht verstehe und begreife. Abgesehen von dem gerechtfertigten Verlangen der Arbeiterin, ihren Erwerb zu schützen, abgesehen von dem Interesse der Familienmutter, die moralische wie materielle Zukunft ihrer Kinder zu sichern, erscheint mir alles Sonstige wie vorübergehende Phantasterien. Ich sehe in der übertriebenen Selbstständigkeit der Iden, in der Sucht nach Erschließung freier Karrieren, in dem gewaltsamen Eindringen in den Justizpalast und in die Spitäler nur den Ehrgeiz eines liebeleeren Herzens. Stimmt die flatternde Haube der Schwestern, welchem Orden sie auch angehören, zu dem stillen Weiß der Krankenbetten nicht mindestens so gut wie eine ärztliche Assistentin? Und selbst wenn eine höhere Begabung vorhanden, könnten unverheiratete und kinderlose Frauen dieselben in einfacheren und nützlicheren Aufgaben nicht weit besser verwerten?

Weder groß, noch klein, man könnte fast sagen, weder zu braun noch zu blond, scheint die Französin unter allen Frauen der zivilisierten Nationen zusammengekommen die wohl- und ebenmäßig gebildete. Sie ist das Weib ihres Klimas; mit ihren feinen Zügen, ihren geschmeidigen Bewegungen, ihrem Wuchs, der weder so eingefallen schlank wie derjenige der Engländerin, noch so üppig wie der einer Deutschen, scheint sie in gleicher Weise geschaffen zur Pflichterfüllung wie zum Bezaubern. Neben natürlichem Heldennut liegt ihr reich entwickelter Geist, neben ihrer echt mütterlichen Zärtlichkeit, die sie selbst in der Liebe nicht verleugnet, liegt ihre grenzenlose Gefallsucht, welche bis an die Grenzen des Todes sie verfolgt. So mannigfaltig begabt, haben Chateaubriand in seinen „Memoiren“, Michelet in der „Frau“, die Goncourt in der „Frau des 17. Jahrhunderts“ sie aufgefaßt und geschildert. Das gleiche Bild von ihr entworfen haben Madame Sand und Balzac in ihren Romanen, nur daß in denselben, ähnlich wie in einem mit übertriebenen Reflexen versehenen Spiegel, diese Verförperung der zivilisiertesten und verständigsten aller Rassen eine schwache Verzerrung erfährt.

— Rosenregen. —

Reicher, reiner Rosenregen,
Gieß dich duftend über mich!
Denn in Rosen möcht' ich liegen
Und in Düften baden mich!

Möchte still mein Haupt mir betten
In die Blätter wunderfein,
Daß mein Sinn von nichts mehr wüßte
Als von dem, was schön und rein.



Die Großmutter.

Aquarell von Albert Anker, Ins.

Original im Besitze des Herrn Zetter-Collin in Solothurn.

